

# Der Exodus

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen**

Band (Jahr): **36 (1984)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

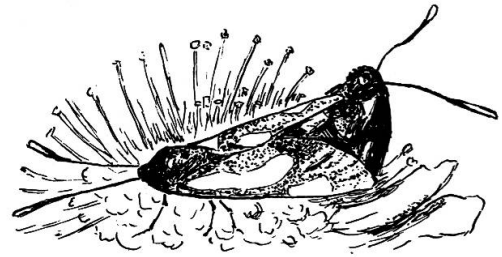
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

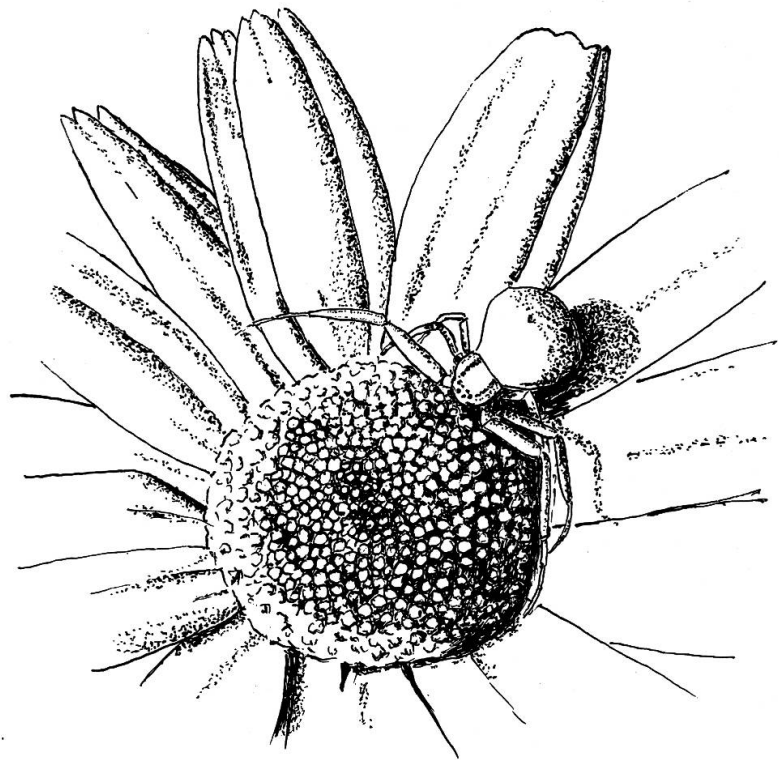
## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ameisenlöwe seine Fangtrichter auswirft, in der feuchten Talwiese, wo ein Taubenschwänzchen im Schwirrflug vor einer Lichtnelke seinen überlangen Rüssel in die Blüte streckt, am Wegbord, wo eine Feldwespe ihrer Brut im kleinen Wabennest am Grashalm Wasser heranfliegt, in der Hecke, wo auf blühenden Wildrosen die Rosenkäfer an den Staubbeuteln üppige Mahlzeit halten, im verlassenen, sonnendurchwärmten Steinbruch, wo flinkfüssige Sandlaufkäfer auf Raub ausgehen. Welch Insektenesumm, wenn die Magerwiese blüht, auf den Skabiosen halten Zygänen Hochzeit. Tagfalter flattern von Blüte zu Blüte, oft in einen jähen Tod, denn auf den vielen gelb-weissen Blütentellern der Margriten warten die farblich getarnten Krabbenspinnen, greifen mit gierigen Beinen nach der Farbenpracht, ein blitzschneller Biss, und ermattet sinken die bunt-schillernden Flügel.



Das schwarz und rot gezeichnete Blutströpfchen (Zygäne) ist der häufigste Falter der Randenwiesen



Die Krabbenspinne *Misumena calycina* lauert in einer Margritenblüte auf Beute

## Der Exodus

Als Junglehrer wohnte ich in Merishausen bei einem Bauern, der als junger Bursche nach Amerika ausgewandert war, später in sein Heimatdorf zurückkehrte. An manch langem Winterabend sass ich bei saurem Most und harten Nüssen in seiner Stube und lauschte seinen Erinnerungen an das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, in dem wenige zum reichen Mann wurden, viele im Elend endeten.

An Hand der Erzählungen des alten Mannes und aus mancherlei aufgestöberten Quellen möchte ich in diesem Kapitel versuchen, die dunklen Zeiten der Auswanderung aus den Randentälern zu skizzieren. Einige Vorbemerkungen scheinen mir dabei unerlässlich: Die Historiker berichten uns von Kaisern, Königen und Päpsten, zergliedern deren Intrigenspiele, beschreiben ihre Fehden, sie pflegen ihre Werke mit Bildern ehrwürdiger Kathedralen, reichverzierter Barockkirchen und prunkvoller Fürstenpaläste zu schmücken. Dies alles sind unumstössliche, historische Tatsachen. Aber die Geschichte der Menschheit hat noch ein anderes Gesicht, es wird geprägt von einem tragischen Dreigestirn, von Angst, Hunger und Elend. Immer lebte – und lebt – ein grosser Teil der Menschheit an der Grenze des Verhungerns. Der Hunger als eine ständige Massenerscheinung und die Flucht aus den Hungergebieten als trügerische Rettung gehören in Europa der geschichtlichen Vergangenheit an, wenn auch einer ganz nahen. Missernten und Hungersnöte haben noch im 19. Jahrhundert grosse Teile Europas heimgesucht. Das Geschehen in den Randentälern ist deshalb nur ein kleiner Ausschnitt aus den Tragödien jener Tage. Die Randenbauern wurden allerdings besonders hart getroffen, da sie auch in normalen Zeiten am Rande der Existenzmöglichkeit lebten. Ein Beispiel: Im Jahre 1667 gelangten die Hemmentaler mit einer Bittschrift an die gnädigen Herren: «Des Kloster-Allerheiligen Zinslüt zu Hemmenthal haben in Untertänigkeit berichtet, wie das sey in dem vergangenen 1666sten Jahr auf ihre Felder und in den Früchten von dem Hoch- und Hagelwetter, werden grossen Abgang und Schaden empfangen, so dass sie auf ihren Feldern nicht mehr den Samen gebracht haben. Sie bitten in aller gehorsamsten Weise, sie in Gnaden zu bedenken.» Die Gnädigen Herren zu Schaffhausen antworteten: «dass sie zwar aus keiner Schuldigkeit, sondern us Erbarmung den halben Teil des jährlichen Frucht- und Bodenzinses nachzusehen und abzuschreiben befehlen, den andern halben Teil mit Fuhren abzuverdienen und bewilligt.» Im Sommer 1768 vernichtete ein entsetzliches Hagelwetter im Merishauser Tal die Ernte. Der Hunger beschränkte sich nicht auf dieses eine Jahr, weil nach dem ersten Hungerjahr die Bauern ihr Vieh verloren hatten und nicht mehr in der Lage waren, ihre Felder zu bestellen.

Zu den unabwendbaren Unbilden der Natur erschwerte Unvernunft und Unduldsamkeit der Obrigkeit das Leben der Bauern. Von den Wiedertäufern, von denen manche zur Auswanderung gezwungen wurden, habe ich im Kapitel Randenquellen berichtet. Nach dem Dreissigjährigen Krieg verlockten die stark entvölkerten Gebiete Württembergs und der Pfalz, weit fruchtbareres Land als der karge Randenboden, zur Auswanderung, was der Rat «mit sonderbarem Miszfallen» sah, weil «dadurch die Landschaft sehre geringert und geschwecht worden». Im 18. Jahrhundert hatte sich der Stadtstaat immer mehr absolutistische Rechte angemasst, so mussten die Bauern alle Landesprodukte im Korn- und

Kaufhaus auf dem Herrenacker in der Stadt anbieten, keine Spezialeiläden durften auf dem Lande eröffnet werden. Kein freies Spiel von Angebot und Nachfrage, selbst der Handel mit Heu und Stroh hatte sich auf dem Umweg über die Stadt abzuwickeln.

Immer wiederkehrende Missernten und zunehmende Anmassung der Gnädigen Herren führten im 18. Jahrhundert zu einer ersten Auswanderungswelle aus den Randentälern nach Nordamerika, vornehmlich Pennsylvanien und Carolina. In einem unbeholfenen Brief, worin von Hemmentaler Bauern die Rede ist, die im Frühjahr 1751 nach Nordamerika ausgewandert waren, steht: «Man muss aber nicht glauben, dass wir aus unserem Land gegangen aus Bosheit, sondern die Ungerechtigkeit hatt über Hand genohmen, dass daher die Liebe bey Villen gantz erkaltet ist.»

Wirtschaftliche Not und politische Unterdrückung wussten Auswanderungsagenturen weidlich auszunützen, 1734 erschien eine Werbeschrift mit dem verführerischen Titel «Der nunmehr in der Neuen Welt vergnügt und ohne Heimweh lebende Schweitzer». Wenn auch nicht alle Randenbauern des Lesens kundig waren, werden ihnen solche Schalmeien zu Ohren gekommen sein und sie verlockt haben, die Heimat zu verlassen. Selbstverständlich wurde die Werbetrommel weder aus Mitleid noch christlicher Nächstenliebe gerührt, die Reise ins Land der Verheissung wollte bezahlt sein. Um das notwendige Geld zusammenzukratzen, versuchten die Auswanderer ihre Habe zu gedrückten Preisen zu verkaufen, was teilweise auf dem schwarzen Markt geschehen musste, denn die Regierung hatte die Besitzergreifung von Auswanderergut und die Herausgabe jeglicher Barmittel verboten. Die Auswanderungswelle des 18. Jahrhunderts beeinträchtigte die Interessen des Establishments. Die Überlegung war einfach, wanderte der Bauer aus, blieben die Zelgen unbestellt, Grundzinsen und Zehnten fielen aus. Deshalb suchten die Gnädigen Herren die Auswanderungslust ihrer Untertanen mit massiven Drohungen zu dämmen. In einem Mandat aus jenen Jahren steht: «Unsere Mahnungen sind, dass diejenigen, die zu bleiben nicht gefolgt haben ... wie unglücklich es ihnen auch gehen möge, nimmermehr sollen in künftigen Zeiten weder sie noch ihre Kinder in hiesigen Landen angenommen werden.» Es waren keine leeren Drohungen, sobald der Rat Kunde von Zurückgekehrten erhielt, sperrte er sie acht Tage in einen städtischen Gefängnisturm und verwies sie nachher durch die Bettelvögte aus ihrem Hoheitsgebiet. Die Vertreibungen sollen am nördlichsten Grenzstein der Schweiz, auf dem Bargemer Randen, vollzogen worden sein.

Dann kam die Französische Revolution. Auch im Schaffhauserland begannen die unterdrückten Bauern aufzumucksen, bereiteten den Stadtherren schlaflose Nächte. Nach jahrelangen Bemühungen erhielten im Februar 1798 die Schaffhauser Landgemeinden eine besiegelte Urkunde, die kundtat, «dass von

nun an Freyheit und Gleichheit zwischen den Stadt- und Landbürgern eingeführt. . . » sei. «Die befreiten Untertanen umarmten sich, gaben sich den Bruder-kuss», schreibt Karl Schib in seinem Geschichtswerk. Aber es war vorerst eine Freiheit dem Buchstaben nach, machte das verschuldete Bäuerlein nicht reicher, schenkte seinen Kindern keinen Bissen mehr Brot, noch beeindruckte sie die Natur, verschonte den Randen weder vor Dürre noch Hagelschlag. Und die neue Not kam: 1816 und 1817 gab es Missernten und Hungerjahre, ebenso 1847 und 1850 bis 1854, zu allem Unglück trat 1845 die Kartoffelfäule erstmals auf. Gross war die Armennot, hohlwangig hungerten die Kinder mit grossen Augen nach Brot, sie erinnern uns an Bilder, die uns fast täglich am Fernsehschirm aus irgendeinem Ende der Welt vorgeführt werden. War es eine Verzweiflungstat, als im Sommer 1848 der Winkelackerhof und kurz darauf der Riethof abbrannten? 1870 wurde das verlassene Gehöft auf dem Kornberg abgebrochen, der Buchberghof aufgegeben. Am 1. Juni 1847 berichtete das «Schaffhauser Tagblatt» aus Beggingen: «Zahlreiche Familien haben seit geraumer Zeit nichts mehr, viele Haushaltungen nähren sich von Rüben, Kräutern aller Art, Schnecken ...» Von Hemmental stand in der gleichen Gazette über die Armennot: «Sie entblösst viele Haushaltungen der nöthigsten Gerätschaft, und verzehrt die kommende Ernte, sie zwingt die Armen zu unnatürlichster Lebensweise und untergräbt die Gesundheit ganzer Familien.» Nahmen die Städter solche Meldungen lediglich zur Kenntnis, wenn sie nach reichlicher Mahlzeit, im Lehnstuhl ruhend, ihr Leibblatt lasen? Man ist versucht, dies anzunehmen, denn in jenen Jahren setzte aus der Landschaft eine in solchem Umfange noch nie erlebte Auswanderung ein, indes die Stadt davon gänzlich verschont blieb. Diese Feststellung soll keine Anklage gegen die damaligen Städter sein, die Kalenderjahre vergehen, Hunger und Elend wechseln die Länder, der Mensch in seinem Wesen ist überall der gleiche geblieben. Es gibt kein Land der dritten Welt, in dem nicht eine wohlhabende Oberschicht existiert, die sich herzlich wenig um Brüderlichkeit kümmert. Als im Sommer 1982 im Libanon in den Kriegswirren Tausende obdachlos wurden, das Internationale Rote Kreuz zur Hilfe aufrief, vergnügten sich die reichen Bürger des verschont gebliebenen Beiruter Christenviertels sorglos am Mittelmeerstrand.

Im 18. Jahrhundert hatten die Gnädigen Herren mit allen Mitteln versucht, die Auswanderung zu verhindern. Als ein Agent, ein Jerg Wehrner aus Merishausen, nach achtjährigem Aufenthalt in Pennsylvanien seine Werbetätigkeit in den Randentälern aufnahm, verfügte der Rat in einem Mandat: «keinem ausz Carolina oder Pennsylvanien kommenden hiesig gewesenen Unterthanen noch Frömden unterschlauf zu geben ... sondern wo sich solche irgendwo wider einschlichen wurden, selbige gefänglich in hiesige Stadt zu liefern.» Im 19. Jahrhundert waren an Stelle der Rechte, die ein Auswanderungsverbot legalisiert



hatten, freiheitliche Verfassungen getreten, welche die Regierung zur Armenfürsorge verpflichteten. Da waren alle Agenten, welche die Bauern zur Auswanderung überredeten, plötzlich gerngesehene Gäste, je stärker sie die Werbetrommel rührten, desto willkommener waren sie. «Wie Gemeinde- und Kantonsbehörden Familien, die der öffentlichen Fürsorge anheimzufallen drohten, nach Amerika abschoben, gehört zu den unrühmlichsten Erscheinungen jener Jahre», schreibt Karl Schib in seinem Schaffhauser Geschichtswerk.

In unseren Tagen scheint der Rückgang der Bevölkerung der Randendörfer gebannt, sofern man lediglich auf Zahlen abstellt. Aber Statistiken sind trügerisch, in Wirklichkeit gehen die landwirtschaftlichen Betriebe Jahr für Jahr zurück, dafür nimmt die Zahl der in der Stadt arbeitenden Einwohner zu, die Bauernsiedlungen wandeln sich allmählich in Schlafdörfer. Der Heimatschützer bedauert diese Verstädterung des Dorfbildes, den Gemeindebehörden sind neue Steuerzahler willkommen. Auch auf den Randenhochflächen tut sich einiges. Die Landwirtschaftsbetriebe Blashalde und Hägliloh sind modernisiert, auf dem Siblinger Randen steht ein renommiertes Gasthaus. Auf dem Merishäuser Randen sind ganze Siedlungen von Wochenendhäusern entstanden. Kehre zurück auf das Land, heisst es für manchen Städter, nicht zur Arbeit allerdings, für ihn ist der Randen zum Erholungsgebiet geworden.

## Die Rückseite des Spiegels

Das Lob des Randens wurde nicht erst in unseren Tagen gesungen. Bereits im 17. Jahrhundert pries der Chronist Rüeger seine Ausblicke: «Als namlich wit hinuf in den Undersee, ... uf den Schwarzwald und wit hinin in die Eidgnosschaft.» Doch erst in unseren Tagen der Unrast beginnt der Städter des Berges Bedeutung zu würdigen, 1977 wurde er ins Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung aufgenommen, ein Inventar, das, ausgenommen die definitiven Reservate,<sup>22</sup> für den Randen vorerst einem Wunschkatalog gleicht. Für den stressgeplagten Menschen bedeutet die Berglandschaft ein Refugium der Ruhe und Erholung, der Wanderer durchstreift seine Wälder und Höhen, der Botaniker weiss an verschwiegenen Standorten Pflanzenraritäten, der Geologe zerklopft das Gestein nach Leitfossilien. Lagerfeuerromantik kinderreicher Familien. Ein bezaubernd Spiegelbild. Allein, jeder Spiegel hat seine Rückseite! Vor vielen Jahren, als die weitgezogene Schleife der Nationalstrasse von Bargaen zur Landesgrenze noch nicht bestand, las ich in

<sup>22</sup> Ein Verzeichnis dieser Reservate im Neujahrsblatt 1979.